

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 21.

Dienstag, 26. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(82. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Skowronnek.

„Sagen Sie mal, weshalb ist von Ihren Söhnen keiner ein Grünrod geworden?“ . . . In demselben Augenblick war es ihm peinlich, daß er die Frage getan hatte. Er sah deutlich, wie unangenehm sie dem alten Herrn war. „Entschuldigen Sie, Herr Hegemeister, ich wußte nicht . . .“

Mit einer Handbewegung schnitt ihm der alte Grünrod das Wort ab. . . . „Weil ich zu schwach war gegen meine Frau. . . . Der Älteste hat mich auf den Knien gebeten, ihn Förster werden zu lassen. Mit vierzehn Jahren war er auf der Sekunda, obwohl er nie ein Buch in die Hand genommen hat. . . . Aber im Walde wußte er Bescheid und eine Flinte schoß der Dögel. . . . Ich war zu schwach, meine Frau wollte nicht . . . die wollte mit ihren Jungen höher hinaus. . . . Studieren sollten sie. . . . Sie hat es ja auch durchgesetzt. . . . Na, reden wir nicht darüber. Es ist ja zum Guten ausgefallen. . . . Einer von meinen siebzehn Enkeln wird mir jetzt die Freude machen. . . . Er ist schon auf der Akademie in Eberswalde . . .“

Er trank sein Glas aus und erhob sich. . . . „Es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe. . . . Wo bloß die Weshalene bleibt?“

„Ja, jetzt denke ich auch daran. . . . Wollen Sie sich nicht mehr halten lassen, lieber alter Herr? Mir ist die Zeit wie im Fluge vergangen. Nein? Na, dann vielen herzlichen Dank für Ihren Besuch. Würden Sie mir vielleicht Nachricht schicken, ob Weshalene noch bei Ihnen ist . . .?“

Der Hegemeister war kaum hundert Schritte gegangen, als Weshalenes Wagen ihm begegnete. Sie ließ halten und streckte ihm die Hand entgegen. „Komm morgen zu mir, ich fahre noch zum Assessor ran.“

„Was bringst du ihm für Nachricht . . .“

„Sehr schlechte, er hat nichts zu hoffen . . .“

„Schade, ich habe den kleinen Kerl ganz gern.“

Der Assessor stand noch vor der Tür und hörte den Wagen kommen. Er trat an den Schlag: „Guten Abend, Weshalene. . . . Sagen Sie mir nur ein Wort: ja oder nein.“

„Solche Dinge werden nicht auf der Straße abgemacht, Herr Assessor. Bitte, geben Sie mir Ihren Arm. . . . So, danke. . . . Die Sache ist nicht mit einem Wort abzumachen“, fuhr sie fort, als sie ihm in der Stube gegenüber saß. „Wera hat uns ein Märchen erzählt, der Mann lebt nicht mehr, er ist im Aufstand gefallen. . . . Es ist aber trotzdem noch ein Hindernis vorhanden.“

„Was kann das sein? Das muß sich doch beseitigen lassen.“

„Nicht so hitzig, junger Freund . . .! Ja, jetzt fehlen mir alten Frau die Worte. . . . Sagen Sie mal, Herr Assessor, muß es denn durchaus die Wera sein? Sie passen beide nicht zueinander. Sie sind ein leichtlebiger junger Herr. . . . Sie brauchen eine junge, lebenslustige Frau, jung und schmiegsam, die alles mit

ihnen mitmacht. Die Wera ist schwerfällig, und sie hat in ihrem Leben soviel Schweres durchgemacht, mehr als ich Ihnen sagen kann . . .“

„Sie wollen mich möglichst schonend vorbereiten, Weshalene.“

„Ich will Sie gar nicht vorbereiten. . . . Es wäre gar nicht unmöglich. . . . Aber das sage ich Ihnen gleich . . . vor ein, zwei Jahren entscheidet sich Wera nicht. Sie hat noch nicht überwunden und wir müssen sie völlig in Ruhe lassen, sonst kommt sie uns ganz aus dem Stand und Band. . . . Lassen Sie sich von mir alten Frau mal beraten.“

„Es geht alles vorüber im menschlichen Leben; auch das Leben geht vorüber. Und deshalb soll man es sich möglichst so einrichten, daß man am Ende nicht zu viel Reue zu empfinden braucht. . . . Wir Landleute denken in solchen Fragen ruhiger. . . . Wir wissen, daß man zwei Pferde von verschiedenem Temperament nicht zusammenspannen soll. Die machen sich gegenseitig zuschanden. Und bei den Menschen ist das ebenso. . . . Da gibt es immer ein Unglück, wenn sich zwei so verschiedene Menschen für ein ganzes langes Leben zusammenspannen.“

„Ja, Weshalene, das sagen Sie so, aber wenn das Herz schreit . . .“

„Dann nimmt man es in beide Hände und hält es fest. . . . Nachher erahnt es sich schon. . . . Sie haben mich aber falsch verstanden. Der Weg ist ja frei bei Wera für Sie wie für jeden anderen. Also gar kein Grund, Trübsal zu blasen. Und nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Kommen Sie mit mir und leisten Sie einer alten Frau ein paar Stunden Gesellschaft. . . . Ihr Auto kann Sie nachher abholen.“

„Gern, Weshalene. . . . Ich bin Ihnen ja soviel Dank schuldig . . .“

Als sie in Weiskallen vorfuhr, kam ihnen ein Wagen von der Rampe her entgegen. . . . Das Ehepaar Steputat war zu Besuch gekommen mit Adusche . . . ganz zufällig . . .

24. Kapitel.

Der Forstmeister war mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. Beide von der Sonne des Südens tief verbrannt. . . . Telegraphisch hatte er sich jeden feierlichen Empfang verbeten. . . . Aber Weshalene kehrte sich nicht daran . . .

Auf der Bahnstation stand der Assessor. Freudestrahlend nahm er das Paar in Empfang. . . . Vor der Oberförsterei standen die Grünröde in Galauniform. Sechs junge Heibeläufer bliesen den Fürstengruß. . . . Die Tafel stand gedeckt.

„Ja, ja, man muß sich daran gewöhnen, daß man eine Schwiegermutter hat, die ihre eigenen Wege wandelt“, sagte Schrader neidend zu seiner Frau.

Im nächsten Augenblick fiel er der Georginne um den Hals. „Du altes, treues Frauenzimmer, wieviel Hochzeiten hast du inzwischen zustande gebracht?“ Er

ging von einem zum andern. Bei dem jüngsten Grünrock fing er mit dem Händeschütteln an . . . Bei Krummhaar war es damit nicht abgetan . . . Einen Augenblick sahen sich die beiden alten Grünröcke mit feuchten Augen an. Dann fielen sie sich in die Arme.

In der Haustür stand Abromeitene, jetzige Frau Kalweit, den Kochlöffel in der Hand. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, ihrem alten Herrn das Festmahl zu bereiten . . . In seiner Herzensfreude faßte Schrader sie um. „Kalweit, Sie gestatten doch“, und küßte sie auf die roten Waden. Schelmisch zog ihn Madeline am Rock. „Ottomar, man muß als junger Ehemann nicht in alte Gewohnheiten verfallen . . .“ Schnell fing er ihren Kopf und Mund ein. „Du bist ja ein Nader . . . Hast du mir das wirklich zugebraut?“

Nach der Tafel verkrümelten sich die Grünröcke. Der Assessor hatte sie zu sich eingeladen . . . Nur Krummhaar blieb neben Weshkalene sitzen . . .

„Nun müssen wir mal wieder die Beine auf die Erde stellen, mein lieber Forstmeister“, begann Georginne . . . „Ich habe genug gearbeitet in meinem Leben. Jetzt will ich die Hände in den Schoß legen. Ich habe euch beiden Weshkalen ver-schrieben . . . Zum ersten April gehst du in Pension und übernimmst das Gut.“

Der Forstmeister lachte laut auf . . . „Berehrte Schwiegermutter. Nachträglich lasse ich mir keine Bedingungen stellen . . . Ich bin mit meiner Frau einig, daß ich noch solange, wie mir Gott die Kraft gibt, im Amte bleibe.“

„Wie Ihr wollt . . . Dann kann der Berger weiter-wirtschaften . . . Ich gehe ja nicht aus der Welt, ich kann ab und zu noch ein Auge hinwerfen.“

„Weshalb willst du nicht in Weshkalen bleiben?“

„Weil ich mir in Lasdehnen ein Haus bauen lasse . . . Und da die Wera doch über lang oder kurz wieder heiraten wird, so habe ich mir das so ausgedacht, den Krummhaar zu mir zu nehmen, und damit die Menschen uns nichts nachzagen können, sind wir übereingekommen, uns trauen zu lassen . . .“

Sots Weib muß, als sie zur Salzsäule erstarrte, ein ähnliches Gesicht gemacht haben wie Madeline in diesem Augenblick . . . Der Forstmeister lachte laut auf . . . „Mensch, Adam, daß Sie noch einmal mein Schwiegervater werden sollen, das ist mir in sieben kalten Wintern nicht eingefallen . . . Aber nun stehe ich glänzend gerechtfertigt da . . . Georginne, das ist die beste Heirat, die du je zustande gebracht hast.“

Weshkalene zuckte die Achseln. „Ich bin ganz un-schuldig daran. Der Adam hat mir auf eurer Hochzeit eine Liebeserklärung gemacht.“

„Da hört sich die Weltgeschichte auf. Adam, Mensch . . . zukünftiger Schwiegervater . . . das muß die Abromeitene hören.“ Er sprang auf. Weshkalene vertrat ihm den Weg. „Nein, Forstmeister . . . das bleibt vorläufig ganz unter uns . . .“

„Ja, Ihr seid klug . . . Von mir wußte die ganze Welt schon alles, noch ehe ich mich verlobt hatte. Ich will jetzt auch mein Vergnügen haben. Am nächsten Sonntag wird großartig Verlobung gefeiert.“

„Was meinst du, Adam?“ rief Weshkalene dem Segemeister zu, der still vor sich hin lachte. „Sollen wir Ihnen das Vergnügen machen?“

„Ich habe nichts dagegen . . . Wie du willst, ich halte still.“

„Adam, wissen Sie auch, wie der Bers weiter geht?“

„Nur keine Alte“, rief der Forstmeister.

„Mein lieber Schwiegerohn, du wirst dich mit mir er-zürnen. Ich bin noch zehn Jahre jünger als du . . .“ „Entschuldige, Georginne, daran habe ich nicht ge-dacht. Und du hast uns so voreilig deine Wiege ge-schenkt und das Gut verschrieben?“

Weshkalene lachte aus vollem Halse. „Du kannst sie uns ja borgen, Ottomar, wenn es nötig sein sollte.“

. . . Aber nun in allem Ernste. Was sagt ihr dazu?“

Der Forstmeister stand auf und faßte sie um. „Ich denke, das haben wir euch auch schon im Spaß gezeigt. Wir freuen uns von Herzen . . . Meinen herzlichsten Glückwunsch dem jungen Brautpaar . . . Und nun laß Knallkümml kommen, Madeline, wenn ihn der Nante nicht in meiner Abwesenheit vernutzt hat. Ein paar Flaschen werden noch auf Eis liegen.“

Gegen Abend ging der Forstmeister mit Krummhaar in den Feenpalast. Die Stimmung unter den Grünröcken war auf der Höhe angelangt. Nante hatte zur zweiten Besper eine gebratene Gans, die für das Abendbrot bestimmt war, zu sich genommen.

„Nun können Sie sich vorstellen, Herr Forstmeister“, rief der Assessor, „was er in Ihrer Abwesenheit unter der liebevollen Fürsorge der Rathinka zu sich genom-men hat . . .“

Die Grünröcke hatten sich um ihren „Alten“ ge-scharrt. Mit Stolz hörten sie, daß er sich mit Krummhaar duzte . . . Sie sollten bald die Erklärung dafür erfahren. Denn Schrader nahm Krummhaar bei der Hand: „Hier erlaube ich mir, Ihnen den jüngsten Bräutigam, meinen zukünftigen Schwiegervater vor-zustellen. Er hat sich heute mit Georginne Weshkalnieß verlobt.“

Da war auch nicht einer, der sich darüber einen schlechten Scherz erlaubt hätte . . . Bloß Schwarzkopf meinte, der Krummhaar wäre der schlaueste Hund, der ihm je in seinem Leben begegnet wäre.

„Adam“, rief er in die aufgeregte Gesellschaft hin-ein, „ich muß dein Trauzeuge sein, denn ich bin aus Zufall schon der Augen- und Ohrenzeuge deiner Verlobung gewesen.“

„Das ist mir ja sehr interessant“, erwiderte Krummhaar lachend. „Dann werde ich doch endlich etwas Näheres darüber erfahren. Aber nachher, Gustav, unter vier Augen, damit die jungen Leute sich nicht ein schlechtes Beispiel daran nehmen.“

(Schluß folgt.)

22 ≡ Lesefrucht. ≡ 22

Es gibt eine Bescheidenheit, die nur der Mantel des Hochmuts ist. Carmen Sylva.

Ein unveröffentlichtes Gespräch mit Bismarck aus dem Jahre 1867.

Der Londoner „Daily Telegraph“ hat aus seinen Archi-ven die Niederschrift einer vertraulichen Unterhaltung aus-gegraben, die einer seiner bekanntesten Berichterstatter im Ausland, Beatty Kingston, vor 48 Jahren mit Bismarck über den europäischen Frieden hatte. Das Gespräch wurde auf den Wunsch des Kanzlers, der erklärte, damit dem Leiter des englischen Blattes nur einige Mitteilungen über seine eigen-Ab-sichten und Anschauungen machen zu wollen, nicht ver-öffentlicht. Die englische Zeitung versichert jedoch, daß über die Echtheit des Gespräches kein Zweifel bestehen könnte. Das Dokument verdient im Hinblick auf die heutigen Ereignis-se besondere Aufmerksamkeit und hat geschichtlichen Wert. Wenn die Voraussetzungen des großen Staatsmannes sich nicht immer als richtig erwiesen haben, so muß man natür-lich auch mit der Möglichkeit rechnen, und schon der englische Berichterstatter deutete dies damals an, daß bestimmte diplo-matische Gründe für Bismarck vorlagen, seine Anschauungen den Engländern in diesem Punkte zu zeigen. Im Jahre 1867, bald nach dem Kriege, stand Bismarck bereits auf der Höhe seiner Macht, und man glaube in England, daß er den Krieg gegen Frankreich vorbereite. Demgegenüber erklärte er dem Engländer, er wäre überzeugt, „daß keinerlei Grund vor-handen sei, weshalb der Frieden nicht noch 10 oder 15 Jahre erhalten bleiben könnte, und während dieser Zeit würde Frankreich aufhören, auf das geirnte Deutschland eifersüchtig zu sein.“ Der Kanzler glaubte auch, daß Frank-reich keinen Bundesgenossen finden würde. „Frankreich allein“, sagte er, „würde von uns geschlagen werden, und deshalb wird es nicht wagen, uns anzugreifen, es sei denn,

daß es Hilfe fände. Aber von wem? Das siegreiche Frankreich würde eine Gefahr für alle sein, während Preußen für niemand eine Gefahr darstellen würde. Dies ist unsere Macht. England wünscht, daß in Europa eine starke Macht erstehen, um Frankreich das Gegengewicht zu halten, und deshalb wird es sich niemals für dieses gegen uns schlagen wollen. Österreich kann Frankreich nicht unterstützen, ohne den eigenen Bestand in Gefahr zu bringen, und Rußland wird sich nicht mit Frankreich gegen uns verbünden wollen. Von einem französisch-italienischen Bündnis gegen Deutschland kann man gar nicht sprechen. Was bleibt also? Spanien! Und damit brach Bismarck in ein Lachen aus.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs beschäftigte sich Bismarck mit Österreich. „Österreich“, erklärte er, „ist wie ein Haus, das aus schlechten Ziegeln gebaut ist, aber trotzdem durch einen ausgezeichneten Mörtel zusammengehalten wird. Dieser Mörtel ist seine deutsche Bevölkerung. Alles, was Gutes in seinen unentwickeltesten Provinzen getan ist, wurde erreicht, indem die deutschen Einrichtungen eingeführt wurden. Überall in Österreich spricht man Deutsch. Die Bewohner der verschiedenen slawischen, ungarischen und lateinischen Provinzen sind auf das Deutsche angewiesen, um einander zu verstehen. Ein Bündnis also, das die deutsche Einheit in ihren prächtigen Fortschritten stören würde, wäre in jedem Falle für Österreich verhängnisvoll.“ Aber die französisch-italienischen Beziehungen in jener Zeit machte Bismarck folgende Bemerkungen: „Wir sind von unsern Vertretern bei den beiden Höfen, die sich gewöhnlich nicht täuschen, erzählt, daß Napoleon einen neuen Irrtum zu der Liste der Niesenirrtümer, die er in den letzten fünf Jahren begangen hat, hinzuzufügen im Begriff steht. Er will erlauben, daß die italienischen Truppen die Kirchenstaaten mit Ausnahme der Stadt Rom besetzen. Diese Tatsache wird alle katholischen, legitimistischen und orleanistischen Parteien gegen ihn aufbringen und seine Lage unendlich viel schlechter gestalten, als sie heute ist. Und Gott weiß, daß seine Lage heute schon ziemlich schlecht ist.“ Die einzige wirkliche Kriegsgefahr für Europa fand Bismarck, und darin hat er sich ja nicht getäuscht, in der unsicheren und schwankenden Politik Napoleons. „Er ist sehr impulsiv“, fuhr er fort, „und erlaubt seiner Gattin, einen zu großen Einfluß auf ihn auszuüben. Er ist auch nicht mehr der Mann von früher, Europa wird niemals sicher sein können, so lange er ständig seine Meinungen wechselt.“ Bismarck hatte seine sehr offen ausgesprochene Verachtung für die französischen Diplomaten, aber er sollte der italienischen Klugheit und Scharfsichtigkeit ein entschiedenes Lob. Von allen französischen Diplomaten jener Zeit hielt er nur einen für scharfsichtiger als die andern: Benedetti. „Warum glauben Sie, daß er klüger wie die andern ist?“ fragte der Engländer. „Weil er Italiener ist, und er ist auch geschäftstüchtiger als die andern, weil er Italiener ist“, antwortete Bismarck. Der Kanaler schloß sein Gespräch mit dem Berichterstatter des „Daily Telegraph“, indem er versicherte, daß der Friede von Deutschland nicht gebrochen würde, das nichts anderes wünschte, als sich friedlich entwickeln zu können. „Wir wünschen“, sagte Bismarck, „weder Böhmen noch Schlessien noch Mähren, noch tragen einen Teil von Österreich. Wir wollen im Gegenteil, daß Österreich stark ist und daß es unser Bundesgenosse wird. Wenn Österreich früher oder später zerstückelt werden müßte, so richten wir unsere Augen auf keine von seinen Provinzen, und ebenso wenig wünschen wir die baltischen Provinzen, weil wir sie nicht verteidigen könnten. Was Süddeutschland angeht, Bayern und Württemberg, so verhalten wir uns abwartend; aber wenn sie uns Anerbietungen machen werden, so werden wir sie nicht zurückstoßen. Ich schlicke also, wie sehr wir auch für den Krieg gerüstet sind, so sehe ich doch nichts, was verhindern könnte, daß der Friede für noch 10 oder 15 Jahre in ganz Europa bewahrt bleibt.“



Aus der Kriegszeit.

Paris im Dunkeln. Der erste Abend im dunkeln Paris: diese Sensation hat den Pariser den Dienstag gebracht, und sie beherrschte natürlich das allgemeine Interesse. Die Verordnung des Präfekten, daß auch die Privatleute jedes nach außen fallende Licht vermeiden mußten, hatte die Bevölkerung schon am Montag auf das Kommende vorbereitet. Aber

zu seiner großen Verwunderung sah das Publikum, daß am diesen Abend zwar die Fenster geschlossen waren und die Schaufenster ganz im Dunkeln lagen, daß aber die Straßenlaternen munter ihr Licht in die Dunkelheit entsandten. Wenn es sich darum handelte, die Angriffe der Zepeline abzuwehren, so wäre es in erster Linie notwendig gewesen, die Straßenbeleuchtung vollständig zu unterdrücken, die für einen Beobachter aus der Höhe den ganzen Straßenplan deutlich abzeichnete. Die Pariser fanden es also natürlich, daß am Dienstagabend, als sich die Nacht herniedersenkte, auch die Straßenlaternen dunkel blieben und so das Ziel, dem gefürchteten Luftfeinde keine Anhaltspunkte zu bieten, erreicht schien. Man sah nur noch die Wagenlaternen, und hier und da stahl sich wohl ein schwacher Lichtstrahl aus einem Spalt, der beim Verluß der Fenster übriggeblieben. Das war natürlich ein großes Ereignis, das die Pariser sich nicht entgehen lassen durften, und so kam es, daß der Verkehr in den Hauptstraßen so stark wurde, daß man schließlich die Hälfte der elektrischen Lampen und der Gaslaternen doch wieder anzünden mußte, weil sonst das Publikum, um die mögliche Gefahr einer Luftbombe zu vermeiden, die sichere Gefahr lief, sich das Genick zu brechen oder unter einen Wagen zu geraten. Während des Dezembers war die Stadt in völlige Finsternis gehüllt, sobald es Mitternacht war. Jetzt beginnt dagegen die Finsternis oder soll sie beginnen, sobald die Dunkelheit hereinbricht, und soweit die private Beleuchtung in Frage kommt, wird die Maßregel auch streng durchgeführt. Ganze Scharen von Beamten zogen am Dienstag in der Stadt umher, um überall, wo sie einen sträflichen Lichtschein erblickten, den Sünden nachdrücklich auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in die er die ganze Stadt stürzt. Der stolze Ruhm der „Lichtstodt“ ist jedenfalls für einige Zeit dahin; aber wenn die Maßregel, wie sich gleich am ersten Abend zeigte, nicht mit völliger Strenge durchgeführt werden kann, so werden die Pariser bald ungeduldig werden und den Glauben an die Zweckmäßigkeit verlieren. Viele behaupten schon jetzt, daß die Möglichkeit der Ankunft eines Zepelins nur ein Vorwand wäre, um möglichst viel Koflo zu sparen und so eine Preissteigerung für diese zu vermeiden, die die unbemittelten Klassen schwer treffen würde. Wie dem auch sei, die Verordnung des Präfekten, die Paris in Finsternis hüllen will, hat den Pariser ausgiebigen Stoff zu Erörterungen und sehr vielen auch Anlaß zu nachdenklichen Betrachtungen über die Lage gegeben.

Münchhausen im Schützengraben. Die Erfahrungen an der Front, die die „Liberté“ von einem Baron M. erzählt, legen die Vermutung nahe, daß in diesem französischen Taufensassa unser berühmter seltener Baron Münchhausen wiederauferstanden ist. Der neue Münchhausen dient bei der Kompanie eines Leutnants, durch dessen Mund er von seinen Heldentaten erzählt. „Unter meinen Leuten“, schreibt der Offizier, „befindet sich ein großer blonder Mann, der im Zivilleben vielfacher Millionär ist und bisher mit dem reichsten Luxus umgeben war. Ich dachte, der Baron würde schnell schlapp werden, aber ich täuschte mich. Er marschierte tapfer drauf los; als wir aber nach einem langen schweren Marsche alle ermüdet niedersanken, zog er seine Stiefel aus, entfernte die seidenen Socken, die er darunter trug, oder vielmehr, was von ihnen übrig geblieben war, und polierte seine Fußnägel. Natürlich stand die ganze Kompanie um ihn herum. Im Schützengraben benutzte dann der Baron, der ohne Kissen nicht schlafen konnte, die Leibesfülle eines dicken Territorialsoldaten zu diesem Zwecke und bezahlte ihm diesen Dienst mit 8 Havannas den Tag. Eines Tages aber erwies sich der Baron als ein wahrer Held. Die Kompanie sollte ein Dorf nehmen, das von Rottern besetzt war. Der Hauptmann wußte, wie er den Mut seiner Soldaten auf höchste steigern könnte. „Leute“, rief er, „in dem Dorf dort sind Betten, und die, die zuerst hineinkommen, können darin schlafen.“ Ich schmeißte mir, nicht faul gewesen zu sein“, fährt der Leutnant fort, „aber als ich ins erste Haus kam, da fand ich meinen Baron schon im Bett und schlafend. Mitten in der Nacht mußten wir uns wieder zurückziehen, weil man den Angriff überlegener feindlicher Kräfte fürchtete. Ich weckte meine Leute, aber der Baron wollte nicht mit. Ich gab ihm wegen Ungehorsams sofort acht Tage Mittelarrest, aber er blieb doch liegen. So überließ ich ihn seinem Schicksal. Wir zogen uns auf einen Hügel etwa 1000 Meter hinter dem Dorfe zurück, um Verstärkungen abzuwarten. Beim Morgengrauen sagte der Hauptmann nach einem Blick durch das Feldglas: „Merkwürdig, die Deutschen

sind noch im Dorf drin, aber sie feuern auf die Häuser." Ich blickte hin und sah am Fenster des ersten Hauses eine Gestalt in einem seidenen Schlafanzug von blauroter Seide. Es war mein Baron, der aufgewacht war, und auf die Deutschen feuerte. Gerade in diesem Augenblick bekamen wir Verstärkungen und besetzten wieder das Dorf. Ich fand den Baron, wo ich ihn verlassen hatte, im Bett. Er war wieder eingeschlafen."

Ein englischer Krüppel als deutscher „Spion“ verhaftet. Die „Spionitis“, die neue Krankheit in England, nimmt Formen an, die geneigt sind, das Land vor der ganzen Welt lächerlich zu machen. In Middlebrough lebt seit Jahren ein Krüppel, ein Stodengländer, der nur durch sein Leiden von der übrigen Welt abgeschlossen ist, und der daher ganz allein sich befindet. Er kann sich nur mühsam fortbewegen, und ist, da er halb erblindet ist, darauf angewiesen, sein Brot zu verdienen, wie er es findet, und macht für die ankommenden und die abreisenden Gäste kleine Besorgungen. Seit Jahren hat der Mann kaum mit einem anderen Menschen gesprochen, seit Jahren den Ort nicht verlassen. Nun mußte er erleben, daß sich ganz plötzlich eine Mißstimmung gegen ihn bemerkbar macht, die den Höhepunkt erreichte, wenn er wieder einigen Reisenden die Pakete trug. Nun kam es aber zu einer Katastrophe, ein Herr war in Middlebrough gelandet und wollte seine Reise nach Westmoreland fortsetzen. Ihm trug der Krüppel den Koffer, wie er dies schon oft getan, da aber erhoben sich die Stimmen: „Schlagt ihn nieder, er ist ein deutscher Spion.“ Der Herr konnte sich gleichfalls nur mit Mühe von den Beschimpfungen der braven Engländer retten, denn — — — man hielt ihn für einen deutschen Offizier und das aus dem Grunde, weil er sich mit dem Krüppel einige Minuten unterhalten hatte. Mit eisernen Stangen ging man auf den Unglücklichen los, als er das Gasthaus verließ, mit Wurfgeschossen machte man sich auf, um das Haus zu bombardieren, das den deutschen Offizier beherbergen sollte. Schließlich kam die Sapsenpolizei und machte dem Treiben ein Ende. Der „deutsche Offizier“ erwies sich als ein englischer Großkaufmann, der den Krüppel gefragt habe, wo sich ein gutes und billiges Restaurant befinde, da er Hunger verspürte. Jedenfalls aber konnte auch der Krüppel sich ausweisen, daß er geborener Engländer sei, und auch nicht die leiseste Ahnung habe, was er verraten könne, die Richtung, die er angeben habe, war nur die Richtung der „Speiseanstalt“, in der es — Austern gab.

Schuttpanzer. Es sind im Laufe der Jahre viele Vorschläge gemacht worden für einen Schutz gegen das tödliche Geschloß des Feindes; in letzter Zeit werden „Schuttpanzer“ sogar in den Zeitungen angepriesen. Man wundert sich aber, daß etwas Derartiges noch gar nicht allgemein bei den Truppen eingeführt ist. Welche Umstände hier mitzureden, erklärt Zivill.-Ing. Jacobi-Siezmayer in der neuesten Nummer der „Umschau“, Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik (Frankfurt a. M.). Vor allem darf ein Schuttpanzer die Marschfähigkeit und Beweglichkeit in keiner Weise behindern. Dies tut ein Panzer aber schon, wenn er die mitzuführende Last beträchtlich erhöht. Deshalb bleiben von vornherein alle Schuttpanzer ausgeschlossen, welche aus verhältnismäßig starker Metallplatte bestehen. Dünne, nur unwesentlich belastende Metallbleche (Stahlbleche usw.) können aber nur ganz wenige schon mehr abgeschwächte Treffer auffangen. Ein nicht zu unterschätzender Nachteil bleibt hierbei die Gefahr des „Sprühens“ für die Nebenmänner. Sobald ein Geschloß abprallt, womöglich zerplatzt und den Nebenmann oder die Nebenmänner trifft, so schadet es mindestens ebenso oder noch mehr, als wenn überhaupt kein Schutz vorhanden wäre. Um das Sprühen oder Abprallen des Geschosses zu verhindern, hat man die verschiedensten Arten von Schuttpanzern konstruiert, welche das Geschloß im Aufprall abschwächen und verwickeln sollen, so daß es stecken bleibt. Doch dürfte es bei der ungeheueren Durchschlagskraft der modernen Geschosse einleuchten, daß erst ziemlich umfangreiche Schuttpanzer, die aber dann wieder recht schwer würden, eine nennenswerte abhaltende Wirkung haben können.

Gefährliche Neugier. Den französischen Soldaten, die in den Schützengräben liegen, droht eine besondere Gefahr durch ihre Neugier. Wenigstens muß man zu dieser Überzeugung kommen, wenn man in französischen Blättern die

folgende Warnung liest: „Es kommt ziemlich häufig vor, daß Krieger, die gezwungen sind, sich in großen Höhen zu halten die Stelle eines Schützengrabens wohl entdecken, aber nicht beurteilen können, ob er besetzt ist. In solchen Fällen bedienen sich nun die Führer der „Tauben“ und der „Aviatiks“ einer List. In einiger Entfernung von der Brustwehr des Schützengrabens lassen sie Druckmaschinenpakete fallen, die natürlich, wie immer, große Siege ankündigen, sowohl in Frankreich wie in Russland. Unsere Soldaten, die von Natur neugierig sind und sich um die Gefahren nicht kümmern, beginnen dann diese Lügenpapiere zu suchen. Einen Augenblick später sind aber schon die deutschen Artilleristen benachrichtigt, und es regnet Granate auf unsere Schützengräben!“

Vereimtes Stimmungsbild. Nachstehendes Gedicht wurde uns von einem Wiesbadener zugestellt. Es zeigt so recht die Stimmung unserer Truppen und den Humor, der sie trotz allem nicht verläßt.

Kinder, ist das eine Sauerei!
Der Regen schaffst es allein nicht,
Da holt er zur Hilfe den Hagel herbei,
Ich fürchte, daß der uns noch steinigt;
Und dazu ein Sturm, daß Gott erbarm,
Daß fast man vom Sattel geweht wird,
Da trinkt man noch schnell einen Stärkungsschnaps,
Weil sonst es am Ende zu spät wird.
Und ein Dreck auf den Straßen, so eisern zäh
Wie das Rindfleisch, das wir erhalten,
Man kann nicht mal rauchen vor Regen und Sturm —
Da soll einer die Raune behalten!
Trübselig trottet mein Häuflein hin
Über die breiige Straße,
Nah wie die Raketen — zusammengedrückt, —
Das Wasser tropft von der Nase,
Kein einziger spricht, kein Lied ertönt,
Der Sturm zerseht ja die Worte, —
Sturz, richtige Staterstimmung ringsum,
Und zwar von der übelsten Sorte.
Auf einmal — es krümmt sich grade der Weg —
Was sind das für rote Hosen?
Von ein paar Reitern begleitet, kommt
Ein Trupp von gefang'nen Franzosen.
Verschlampft und verdreht, zerseht und zerlumpt,
Mühselig sie vorwärts ziehen. — —
Durch meine Kolonne geht plötzlich ein Auk,
Stolz alle Augen glühen,
Fest wird der Schenkeldruck, fest die Hand,
Sie sitzen so kergengerade,
Als ging es beim schönsten Sonnenschein
Zur Kaisergeburtstagsparade.
Und plötzlich — keiner weiß, wer begann,
Es hat wohl in der Luft gelegen:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“
Erbraust's durch Sturm und Regen.
Die Augen funkeln vor Lebenslust —
Was liegt an dem bißchen Kaffeein?
Und etwa der Hagel? Das bißchen Wind?
Das muß dem Soldaten ein Spaß sein!
Ihr solltet sie sehen, meine feldgrauen Jung's
(Fast alles Familienväter),
Das Herze lachte euch sicher im Leib —
Na — davon erzähl' ich euch später,
Später einmal — wie freu ich mich drauß! —
Wenn der furchtbare Krieg einmal aus ist,
Und euer Junge nach harter Zeit
Endlich mal wieder zu Haus ist.
Dann les' ich euch vor aus dem Tagebuch,
Daß ich ganz ordentlich führe,
(Gelegentlich lacht ihr mich auch wohl aus,
Wenn ich zu toll renommiere.)
Noch knaden wir ja an mancher Ruß,
Mancher verteuftelt harten,
Doch haben wir — unter anderm — gelernt,
Vertrauensvoll ruhig zu warten.
Inzwischen singen wir hochgemut
— Und hoffen, es käme halbe —
Das schöne Lied von dem Wiederseh'n
Und von den Vögeln im Walde.

A. St., Offiziers-Stellvertreter.